

Peter Sprong

unter Mitarbeit von Thomas Kutzner und Daniel Jungblut

Fundstücke

150 Jahre Kölner Bank eG

1867–2017

 GREVEN VERLAG KÖLN

Vorwort



Am Anfang steht eine mitreißende Rede. Hermann Schulze-Delitzsch ist Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses und kämpft dort für eine Idee, die ihn bereits seit zwei Jahrzehnten umtreibt. 1860, beim »Volkswirtschaftlichen Kongress« in Köln, begeistert der Mann aus Sachsen damit auch seine rheinischen Zuhörer. Die Idee stammt aus Großbritannien. Dort heißt sie »Free Associations«. Und Jahre bevor sich die Mitglieder der ersten sozialistischen Arbeiterparteien als Genossen ansprechen, übersetzt Schulze-Delitzsch die angelsächsische Idee mit »freie Genossenschaft«.

Der einfache Kerngedanke: Was einer alleine nicht schafft, das schaffen viele – vorausgesetzt, dass sie füreinander eintreten. Für unzählige Handwerker und Kleinunternehmer – für Schneider, Schuhmacher oder Bäcker – verspricht diese Losung einen Ausweg aus ihrer existenziellen Not. Denn wie im gesamten Deutschen Reich können auch die Kleingewerbetreibenden in Köln nicht vom allgemeinen Aufschwung der Zeit profitieren. Im Gegenteil: Die zunehmende Industrialisierung droht sie regelrecht zu überrollen. Längst hat die neue Dynamik den mittelalterlichen Befestigungsring der Stadt durchbrochen. Zwar stehen die Mauern noch, als Schulze-Delitzsch zu den Kölnern spricht. Aber die Stadtflucht erreicht immer neue Rekorde. Seit 1858 ist die Bevölkerungszahl rückläufig, weil Grundstücke und Häuser im Kölner Zentrum immer teurer werden. Das Wachstum findet deshalb in den Vororten statt: in Deutz, in Kalk und Mülheim, in Ehrenfeld und Nippes. Die Handwerker ziehen zwar mit. Aber schon bald müssen sie erkennen: Die neue Zeit hat neue Gesetze.

Schreiner und Werkzeugmacher können ihre Waren nicht mehr einfach in der Nachbarschaft verkaufen, sondern müssen sich zunehmend an den allgemeinen Markt wenden. Und das heißt, sie brauchen Warenlager oder eigene Geschäfte, sie müssen Werbung machen und bleiben auf ihren Produkten länger sitzen als früher. Das alles kostet Geld. Geld, das nicht vorhanden ist, solange die Waren nicht verkauft sind. Um es sich zu besorgen, können die Betroffenen aber noch nicht einfach zur Bank gehen. Denn Banken im heutigen Sinne gibt es damals so gut wie gar nicht. In Preußen verleihen – gegen horrenden Zinsen – nur sogenannte »Geschäfte des Geld- und Kredithandels« die notwendigen Barmittel. Landesweit sind nicht mehr als 658 Bankgehilfen in gerade mal 440 Instituten mit diesem Thema betraut. Und die wenigen Privatbankiers, wie die Rothschilds oder Bleichröders, machen ihre Geschäfte mit Fürstenhäusern und Großkaufleuten, die allein für kreditwürdig gehalten werden.

An diesem Punkt der Kapitalbeschaffung setzt Hermann Schulze-Delitzsch an. In seinem Vortrag erklärt er sinngemäß: Wenn es sonst keiner tut, dann müssen wir uns das Geld eben untereinander selbst leihen, sprich unsere eigenen Banken gründen. Als einer der Mitgründer der liberalen Deutschen Fortschrittspartei hält er dabei nichts von Unterstützung durch den Staat

Eine Ahnung wird Wirklichkeit

1871



Gründerzeit. Die Wirtschaft boomt. Die ersten Eisenbahnen rattern durchs Land, transportieren Kohle und Stahl. Ganze Stadtviertel entstehen im Stil des Historismus auf der tatsächlich noch grünen Wiese. Vor allem ist es eine Zeit der »Start-ups«: Zahlreiche neue Unternehmen werden gegründet, darunter Hunderte neuer Aktiengesellschaften. Eine regelrechte Welle der Euphorie hat das Land erfasst, die Deutschen glauben an Fortschritt und grenzenloses Wachstum.

Kein Wunder, denn Geld war leicht zu haben. Nach dem gewonnenen Krieg gegen Frankreich stand die Wirtschaft vor goldenen Zeiten – und das im wahrsten Sinne des Wortes: Der Norddeutsche Bund hatte zusammen mit den verbündeten süddeutschen Staaten 1871 im Deutsch-Französischen Krieg gesiegt. Nun musste Frankreich als Kriegsentschädigung fünf Milliarden Franc in Gold bezahlen. Und da das Geld von der Pariser Bank Rothschild Frères vorfinanziert wurde, floss es auch recht schnell nach Deutschland. Es kam zu einer Geldschwemme mit inflationären Tendenzen.

Plötzlich war es ungeheuer einfach, einen Kredit zu bekommen. Wer zum Beispiel ein Haus bauen wollte, ging zu einer der zahlreichen neuen Hypothekenbanken, die infolge der äußerst liberalen Wirtschafts- und Finanzpolitik entstanden waren. Sicherheiten spielten dabei keine große Rolle: Schon halb fertige Häuser reichten als »Pfand« vollkommen aus, später gar nur noch die Baupläne der Häuser.

Das galt auch für die kompliziert konstruierten Anleihen, sozusagen die »giftigen Papiere« jener Tage. So wurden in den USA zur Finanzierung von Eisenbahnstrecken Anleihen aufgesetzt, die gerade in Europa enorm beliebt waren. Bei zwei Dritteln der europäischen Banken lagen in dieser Zeit solche Anleihen in den Depots. Allerdings boten sie Sicherheiten, die real gar nicht existierten – und wurden wertlos, sobald ein Eisenbahnunternehmen in den USA in finanzielle Schwierigkeiten geriet. Es entwickelte sich die Subprime-Krise des 19. Jahrhunderts – eine Entwicklung, die frappierende Ähnlichkeiten zur weltweiten Finanzkrise 2008 aufweist.

Hermann Schulze-Delitzsch sieht das drohende Unheil durch die Kapital- und Immobilienblasen früh kommen. In einer Verbandszeitschrift schreibt er bereits 1871: »Es ist keine Kunst, bei Beginn dieses Jahres die Krisis, welche durch den Überfluss an Kapital droht und die gefährlicher ist als die durch Mangel an Kapital herbeigeführte, vorherzusagen [...], denn es ist eine alte Wahrheit, dass der Mensch den Überfluss schwerer erträgt als den Mangel [...]. In wenigen Jahren werden wir unausbleiblich den Rückschlag erleben, der eine viel gefährlichere Krisis über uns bringen wird als alle Kriege des letzten Jahrzehnts.« Er sollte recht behalten.

Erste Adresse für fast siebzig Jahre

1875



Es sollte für immer sein: Als ein Symbol der Beständigkeit, der Standhaftigkeit und der guten Hoffnungen für die Zukunft mauerten die Erbauer des neuen Bankhauses an der Streitzeuggasse, Ecke Kreuzgasse die Beschlussurkunde der außerordentlichen Generalversammlung von 1873 zusammen mit dem Grundstein des Gebäudes ein. Zwar ist keine Abschrift dieser Urkunde erhalten, und auch das genaue Datum der Grundsteinlegung ist nicht bekannt. Da die Urkunde aber in einer Ausschusssitzung am 20. August 1873 verlesen wurde, ist zumindest der Plan einer solchen symbolischen Grundsteinlegung mit Sicherheit belegt.

Dem Brauch der Zeit folgend, wollte man ganz offensichtlich dem Wunsch und der Hoffnung Ausdruck geben, dass zum einen das neue Bauwerk gelingen und stets unter dem Schutz Gottes oder höherer Mächte stehen möge. Zum anderen unterstrich das Ritual – damals wie heute noch – die Idee, dass sich zusammen mit dem hoffentlich langlebigen Gebäude ein authentisches Zeugnis der Zeitzeugen über die eigene Lebenszeit hinaus für die Nachwelt erhalten möge.

Und auch wenn die Urkunde siebzig Jahre später in den Trümmern des zerbombten Gebäudes verschwand, ging wenigstens der Wunsch des guten Gelingens in Erfüllung: Im Frühjahr 1875 konnten die ersten Mitarbeiter in das fertige Gebäude einziehen. Zwar existieren auch darüber keinerlei Aufzeichnungen. Erhalten aber ist der Beschluss des Vorstands vom 27. April 1875, der darauf schließen lässt, dass der Einzug innerhalb dieser Zeit erfolgt sein muss. Denn der Beschluss sah vor, dass drei Flaggen anzuschaffen seien, mit der Auflage, sie dürften nur bei städtischen oder patriotischen Festen gehisst werden. Sicher haben sie in den folgenden Jahrzehnten die imposante Gründerzeitfassade des Eckgebäudes mit der Sockelaufschrift »Kölner Gewerbebank« viele Male geschmückt.



Vegetarier der ersten Stunde

1878

Wer ein Kölner Brauhaus besucht, der hat schon Grund, sich zu wundern. Nicht nur, dass das Bier in vergleichsweise kleinen Gläsern serviert wird, auch die Speisen tragen mitunter seltsame Namen. Einer der Klassiker auf der Speisekarte ist »Halve Hahn«. Da das Gericht mittlerweile aber wohl in jedem Köln-Reiseführer erklärt wird, sollte kein Tourist mehr überrascht sein, wenn er in einem Brauhaus statt eines halben Hähnchens ein Roggenbrötchen mit mittelaltem holländischen Käse serviert bekommt.

Um die Entstehung des »Halve Hahn« ranken sich verschiedene Geschichten. Eine mögliche Erklärung liefert ein Leserbrief, der 1913 in einer Kölner Zeitung veröffentlicht wurde. Darin beschrieb ein gewisser Wilhelm Vierkötter, dass er das Gericht 1877 oder 1878 »erfunden« habe. So habe er damals anlässlich seiner Geburtstagsfeier eine Gesellschaft in das Brauhaus Löllgen an der Hohen Pforte 8 eingeladen. Unter den Gästen sei damals auch eine Dame gewesen, die für ihren hohen Anspruch beim Essen bekannt gewesen sei.

Um die vermeintliche Feinschmeckerin etwas zu ärgern, habe er für seine Gäste zwar »halbe Hähne« bestellt, also in jener Zeit teures Geflügel – mit dem Wirt aber zuvor vereinbart, er möge allen nur »Röggelche met Kies« servieren. Gesagt, getan: Der Wirt tischte den Gästen statt der leckeren Hähnchen nur Brötchen mit Käse auf. Seine Gäste, so Vierkötter, hätten sich königlich amüsiert – mit einer Ausnahme!

Trotz aller Legenden rund um den »Halve Hahn« scheint eines klar: Die Kölner Spezialität gehört heute zu Köln wie Karneval, Kölsch, Kölner Dom – und die Kölner Bank.

Die Flut kommt über Nacht

1882



Es war eine Katastrophe ohne Vorwarnung. Anfang November 1882 setzte im Westen des Deutschen Reiches eine Phase sehr ergiebiger Regenfälle ein, die zu einem raschen Anstieg der Pegelstände an Neckar, Main, Mosel und Rhein führte. Großstädte wie Mainz, Frankfurt oder Koblenz standen bereits unter Wasser, als die Flut auch Köln, Düsseldorf und Duisburg erreichte. Da die Kölner Zeitungen im Vorfeld kaum über die steigenden Fluten berichtet hatten, kam das schnell steigende Hochwasser für die meisten Kölner sehr überraschend.

Am 29. November 1882 erreichte der Pegel in Köln einen Höchststand von 10,53 Metern – der fünfthöchste Stand seit Beginn der Aufzeichnungen und das verheerendste Hochwasser des 19. Jahrhunderts. Die Folgen waren wirklich dramatisch: Überall standen Wohnungen und Geschäfte hoch im Wasser. Viele Kölner wurden obdachlos, rund 4000 Gebäude wurden beschädigt und insgesamt 7400 Hektar überflutet. Auch der seit 1860 existierende Kölner Zoo bekam die Kraft des Wassers zu spüren: Bereits am 27. November 1882 drückte die Flut eine Mauer der Anlage ein – der Zoo wurde überspült, und die Hälfte der Tiere ertrank in den Wassermassen.

Nur einen Monat später kam die nächste Überschwemmung: Ein erneutes Hochwasser führte Ende Dezember im Rheingebiet nahezu zu einer Wiederholung der tragischen Ereignisse und hatte wieder erhebliche Schäden zur Folge. Am 2. Januar 1883 erreichte der Pegel in Köln mit 9,95 Metern noch einmal fast die Zehnmetermarke. Um die Schäden der Hochwasserereignisse zu beheben und die Not der Menschen zu lindern, stellte der preußische Staat insgesamt mehr als 3,5 Millionen Mark zur Verfügung. Im Januar 1883 gewährte der deutsche Kaiser Wilhelm I. zudem noch einmal 600 000 Mark Soforthilfe aus der Staatskasse.

Ein Großprojekt verändert Köln

1886



Gegenüber der heutigen Hauptstelle der Kölner Bank am Hohenzollernring wurde im April 1882 der Grundstein für ein herrschaftliches Mietshaus gelegt. Mit diesem Gebäude am Hohenzollernring 58 begann die Bauphase zur Gestaltung der Kölner Ringe: ein städtebauliches Großprojekt, mit dessen Planung die Stadt schon einige Jahre beschäftigt gewesen war. In gewisser Weise kennzeichnet dieses Bauprojekt den Übergang der Stadt zur Großstadt.

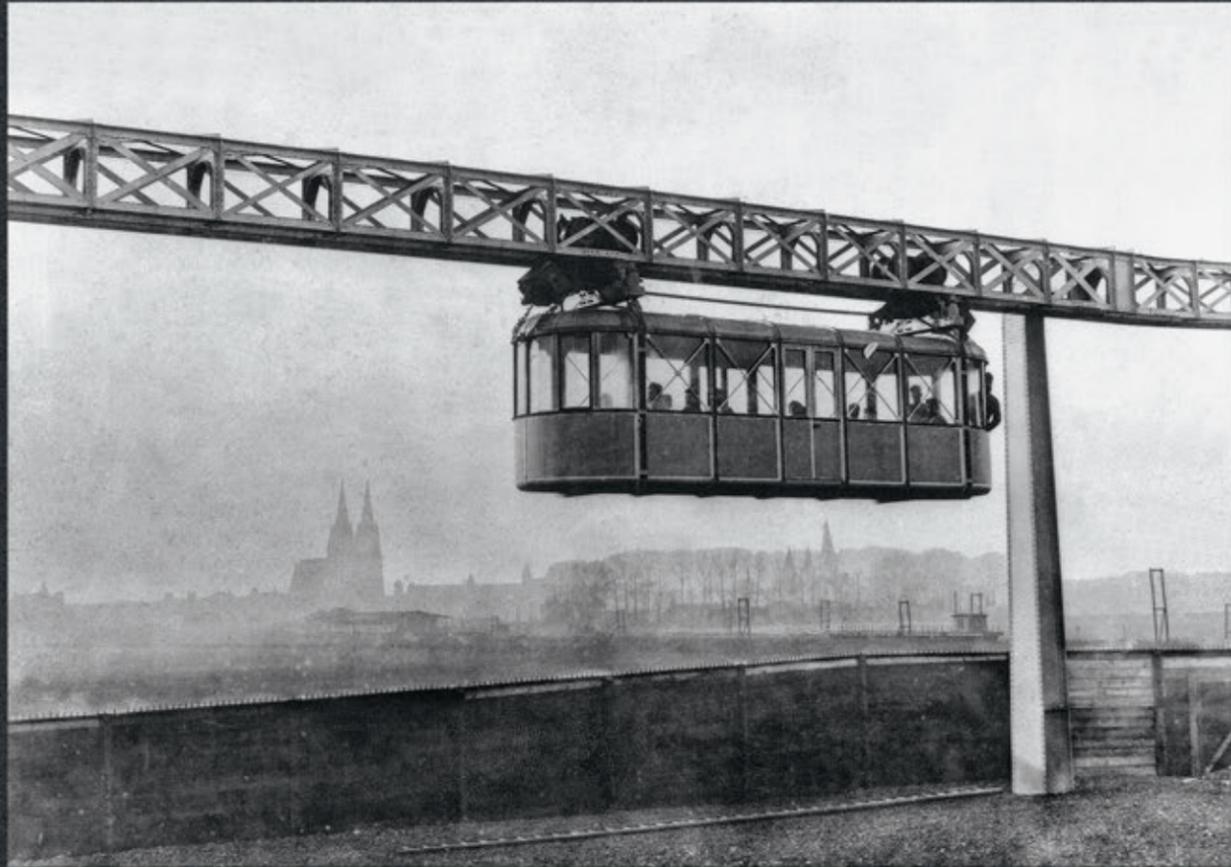
Der Plan für die Gestaltung des Areals als Ringstraße stammte von Karl Henrici und Josef Stübben, und diese beiden Architekten hatten Großes im Sinn: Als Vorbild für die zehn Bauabschnitte (eine »Kette festlicher Räume«) dienten die prachtvollen Boulevards in Paris und Wien, die ebenfalls auf den Arealen ehemaliger Stadtmauern entstanden waren.

Nach und nach folgte nun also auch in Köln die Bebauung der die Stadt halbkreisförmig umgebenden Straßenzüge und Plätze. Prachtige Wohnhäuser säumten weitläufige Boulevards mit großzügigen Bürgersteigen und zahlreichen neu gepflanzten Bäumen. Teilweise wurden die unterschiedlich breiten Straßenzüge sogar als Alleen gestaltet. Und auch die Plätze, zwischen den einzelnen Ringabschnitten angelegt, konnten sich zur Kaiserzeit mehr als sehen lassen: So zierte den Barbarossaplatz zum Beispiel ein rundes Wasserbassin mit einer riesigen Wasserfontäne, das von einer Grasfläche mit Blumenrabatten und Bäumen eingefasst war.

Am 11. Juni 1886 wurde die insgesamt rund sechs Kilometer lange Straße für den Verkehr freigegeben, auch wenn zu diesem Zeitpunkt noch längst nicht alle Grundstücke bebaut waren. Die Idee zur Namensgebung für die einzelnen Ringabschnitte verdankte die Stadt ebenfalls Josef Stübben; sie folgte der zeitlichen historischen Entwicklung der deutschen Geschichte: angefangen im Süden mit dem Ubierring über Sachsen- und Hohenzollernring bis hin zum heutigen Theodor-Heuss-Ring (früher Deutscher Ring) im Norden.

Ein Kölner Erfinder hebt ab

1893



Die Wuppertaler Schwebebahn ist das Wahrzeichen der Stadt im Bergischen Land und eine Ikone der Industriekultur. Viele wissen jedoch nicht, dass der Erfinder der Schwebebahn ein Kölner war, der Ingenieur und Unternehmer Eugen Langen. Der hatte bereits 1864 zusammen mit Nicolaus August Otto das erste Motorenwerk der Welt in Köln gegründet und maßgeblich an der Entwicklung des Ottomotors mitgewirkt.

Einige Jahre später hatte Eugen Langen eine weitere Idee. Er entwickelte eine »Hochbahn mit freischwebend hängenden Personenwagen«, die er sich 1893 patentieren ließ und schlicht »Schwebebahn« taufte. Anfangs hatte Langen nur über den Einsatz der Hängebahnen als Transportbahn in der Industrie nachgedacht, erkannte dann aber die Vorzüge einer solchen Bahn gerade in eher unwegsamen, hügeligen Gegenden. Schließlich war der Bau eines üblichen Schienensystems mit Bahnschwellen und Gleisbett dort in der Regel mit hohen Kosten und immensem Aufwand verbunden. Die Träger einer Hochbahn hingegen konnte man im Prinzip vergleichsweise leicht auch in schwierigem Gelände installieren.

Aus diesen Gründen blieb es natürlich nicht bei technischen Zeichnungen, ersten Experimenten und der Patentanmeldung. Wie es der Zufall wollte, war in unmittelbarer Nachbarschaft der Motorenfabrik in Deutz die Kölner Waggonfabrik Van der Zypen & Charlier beheimatet. Auf deren Betriebsgelände entstand nun eine rund 100 Meter lange Teststrecke zur Erprobung der ersten Bahnen und Waggons.

Das Testfahrzeug hing dabei zunächst mit seinen innen laufenden Rollen an zwei Schienen. Dadurch sollte die Windanfälligkeit reduziert und so die Stabilität der Wagen verbessert werden. Allerdings stellte sich schnell heraus, dass das zweischienige System Probleme in den Kurven hatte. Deshalb erprobten die Ingenieure nun auch die zweite Idee Eugen Langens: die einschienige Variante, die zum Prototypen für die berühmte Wuppertaler Schwebebahn wurde.

Als Verkehrsmittel bleibt sie zwar letztlich ein »Exot« – die unzähligen Hängebahnen zum Transport von Gütern und Material in der Industrie zeugen aber dennoch von der Tragfähigkeit der Idee des Kölner Erfinders. Die Kölner Ford-Werke zum Beispiel haben ihr Werk in Saarlouis über ein ausgeklügeltes Hängebahnsystem mit der Fertigung der umliegenden Zulieferer verbunden. So gelangen alle benötigten Bauteile und Fahrzeugkomponenten stets zur richtigen Zeit und in passender Menge an das Montageband.

Eine große Synagoge für Köln

1899

Die Menschen waren guter Dinge. Köln hatte sich in den vergangenen rund hundert Jahren prächtig entwickelt. Von der »unbedeutenden, schmutzigen französischen Provinzstadt« Anfang des 19. Jahrhunderts – wie es im *Kölner Stadt-Anzeiger* später hieß – war nicht mehr viel übrig. Köln war zu einer aufstrebenden Stadt geworden, zu einer »Perle unter den deutschen Städten«. Vor allem die umfassende Erweiterung im Jahr 1888, die pulsierende Industrie und die Vollendung des Doms hatten unter preußischer Führung zu dieser Entwicklung beigetragen.

Auch die jüdische Gemeinde war wieder gewachsen. Nachdem sich die ersten Juden ab 1798 wieder in Köln hatten ansiedeln dürfen – der Kölner Rat hatte ihre Vorfahren 1424 aus der Stadt verwiesen –, lebten hundert Jahre später wieder fast 10 000 jüdische Bürger in Köln. Daraus ergab sich für die jüdische Gemeinde ein Platzproblem. Denn die beiden bestehenden Gotteshäuser – die konservative Synagoge in der Glockengasse und die orthodoxe Synagoge in der St.-Apern-Straße – erwiesen sich als zu klein für die weiter steigende Zahl von Gemeindemitgliedern.

Im Jahr 1893 erwarb die jüdische Gemeinde daher ein Grundstück an der Roonstraße gegenüber dem Kaiserplatz. Dort baute sie in der Folgezeit eine neue, große Synagoge im neoromanischen Stil. Die Pläne dafür stammten von den Kölner Architekten Emil Schreiterer und Bernhard Below, deren Büro zu jener Zeit zu den bedeutendsten Architekturbüros des Deutschen Kaiserreichs zählte. Am 22. März 1899 wurde die liberale Synagoge schließlich feierlich eingeweiht.



Schmuckstück des Historismus

1902



Die Chance war da – aber sie wurde vertan. 1958 wurde die alte Oper der Stadt Köln am Habsburgerring abgerissen, obwohl die Kriegsschäden durchaus hätten behoben werden können und sogar Pläne zum Wiederaufbau vorlagen. Doch den Menschen stand der Sinn in den Wirtschaftswunderjahren der jungen Bundesrepublik wohl eher nach Neuaufbau und moderner Stadtplanung – und nicht nach Rückschau. Aus heutiger Sicht muss man sagen: Eine Instandsetzung hätte sich vermutlich gelohnt, denn der im Stil des Historismus von 1900 bis 1902 errichtete repräsentative Bau machte von Beginn an Eindruck und wäre heute vermutlich ein Aushängeschild der Stadt.

Da Köln in den 1880er-Jahren nach dem Abriss des Wilhelmtheaters in der Schildergasse mit dem großen Theater in der Glockengasse nur noch über eine einzige städtische Spielstätte verfügte, war der Neubau eines zweiten Hauses notwendig geworden. Schließlich gehörte der Theaterbesuch in jener Zeit – wenige Jahre vor dem Bau der ersten Kinos in Köln – zu den beliebtesten Freizeitbeschäftigungen. Auch mit der Stadterweiterung 1888 hatte die Zahl der potenziellen Theatergänger noch zugenommen.

Der Kölner Rat beschloss daher 1898 den Neubau einer zweiten Spielstätte. Nach der Fertigstellung wurden beide Bühnen als »Vereinigte Stadttheater« gemeinsam geführt – anfangs in den Händen eines Pächters, ab 1905 dann unter alleiniger Regie der Stadt. Mit ihren jeweils 1800 Sitzplätzen gehörten sowohl die Oper an den Ringen als auch das Schauspielhaus in der Glockengasse Anfang des 20. Jahrhunderts zu den größten Theatern des Deutschen Kaiserreichs.

Beim Entwurf des fünfstöckigen, repräsentativen Operngebäudes – heute steht an dieser Stelle in der Nähe des Rudolfplatzes ein Hotel – hatte der Kölner Architekt Carl Moritz auf Formen des Neobarock und des Jugendstils zurückgegriffen. Das Gebäude war von außen reich verziert und vor allem im Innenraum mit aufwendigem Schmuck in Form von Stuck und Fresken ausgestattet. Prachtvolle Wandmalereien zierten das Foyer und die Decke im Zuschauerraum. Zudem verfügte das Gebäude über ein Restaurant mit Gartenterrasse und Musikpavillon. Am 6. September 1902 wurde es mit dem dritten Akt aus Richard Wagners Oper *Die Meistersinger von Nürnberg* feierlich eingeweiht.



Unbekanntes Flugobjekt über Köln

1909

Welch ein Empfang! Die Kölner stiegen auf Hausdächer, säumten Straßen und Plätze, schwenkten Fahnen, jubelten und gaben Böllerschüsse ab – alle wollten das neuartige Luftschiff am Himmel über Köln zu Gesicht bekommen. Sogar die Schulkinder hatten schulfrei an diesem 5. August 1909, denn auch sie sollten dieses besondere Ereignis natürlich nicht verpassen.

Ferdinand Graf von Zeppelin höchstpersönlich hatte sich am frühen Morgen mit seinem Luftschiff Zeppelin II von Frankfurt am Main aus auf den Weg nach Köln gemacht und auch entlang der gesamten Strecke regelrechte Begeisterungstürme ausgelöst. Kein Wunder, war das 136 Meter lange Luftschiff zu diesem Zeitpunkt doch das größte und für viele Menschen auch erste Flugobjekt, das sie sahen.

Nachdem Zeppelin nach seiner Ankunft im Kölner Luftraum mit seinem Luftschiff zunächst den Dom umrundet hatte, landete er um exakt 11:34 Uhr in Bickendorf, wo er von unzähligen Zuschauern bereits sehlichst erwartet wurde. Der Kapitän des Luftschiffs, Georg Hacker, beschrieb die begeisterte Stimmung auf dem Landeplatz später wie folgt: Das »Einbringen des Schiffes [gleich] mehr einem von Jubel begleiteten Triumphzug als einem militärischen Manöver«. Das Militär hatte am Ossendorfer Weg zuvor einen großen Luftschiff-Landeplatz und vor allem eine Halle für Luftschiffe gebaut. Die mehr als 150 Meter lange und 30 Meter hohe »Reichs-Luftschiffhalle« bot Platz für drei Luftschiffe und wurde Sitz des Luftschiffer-Bataillons Nr. 3. Kaiser Wilhelm II. verlieh der Stadt Köln aus diesem Grund den Titel »Reichsluftschiffhafen Coeln«.

Damit wurden die Giganten am Himmel für die Kölner schon bald zu einem gewohnten Anblick. Im Oktober 1909 fand allerdings das wohl größte Spektakel des Luftschiff-Zeitalters vor Ort statt, das erneut Tausende von Zuschauern mobilisierte: Köln war nämlich Austragungsort des ersten deutschen Luftschiffmanövers mit bis zu vier Luftschiffen, die gleichzeitig über der Stadt ihre Runden drehten.



Erster Köln-Sieg beim Fußball

1912

Am Ende hieß es 4:2 gegen Borussia München-Gladbach (so der Name der Stadt bis 1960) – und die erste Fußballmeisterschaft eines Kölner Vereins war perfekt. Am 23. April 1912 gewann der Kölner Ballspiel-Club 1901 das Finale der Westdeutschen Fußballmeisterschaft. Damit war der Verein berechtigt, auch an der Endrunde um die Deutsche Meisterschaft teilzunehmen. Schließlich erreichte das Team in diesem Turnier das Viertelfinale. Meister wurde der FV Holstein Kiel, der heute in der 3. Liga spielt.

Und der kleine Meisterverein war nur der Anfang der Kölner Fußballgeschichte. Aus der Fusion des Kölner BC 01 und der SpVgg Sülz 07 ging 1948 der 1. FC Köln hervor. Nur 14 Jahre später folgte der bis zu diesem Zeitpunkt größte Erfolg seiner Vereinsgeschichte: Am 12. Mai 1962 gewann der 1. FC Köln seine erste Deutsche Meisterschaft. Das Ergebnis des packenden Finales in Berlin gegen den 1. FC Nürnberg lautete schließlich 4:0. Und da die Mannschaft im Endspiel ganz in Weiß aufspielte, brachte ihr das den Spitznamen »Real Madrid des Westens« ein.

Bis heute ist der Gewinn dieser ersten Meisterschaft ein Meilenstein der Vereinsgeschichte. Spieler wie Karl-Heinz Schnellinger, Hans Schäfer oder Karl-Heinz Thielen wurden zu Ikonen ihrer Zeit. Ihr Gehalt bekamen die Kölner Kicker allerdings nur ausbezahlt, wenn sie ein Konto bei der Kölner Bank unterhielten – so wurde die Loyalität zur Heimatstadt damals auch gelebt. Manch einer der Helden aus jener Zeit blieb der Kölner Bank auch nach seiner Fußballkarriere eng verbunden, zum Beispiel Leo Wilden: In der Filiale der Kölner Bank in Nippes betrieb er eine Lotto-Filiale, die noch heute von seiner Tochter geführt wird.

Passend war die Verbindung zwischen dem 1. FC Köln und der Kölner Bank aber auch aus einem anderen Grund, den ein Journalist aus Frankfurt am Main Anfang der 1960er-Jahre so beschrieb: »Das Kölner Spiel hat eine Geschlossenheit, als seien elf Spieler ein Lebewesen mit 22 Beinen.« Mit anderen Worten: Die Kraft der Vielen schafft, was Einzelne nicht schaffen können – eine Erkenntnis, die eben nicht nur auf dem Fußballrasen zu meisterlichen Ergebnissen führt.

Galoppierendes Schreckgespenst

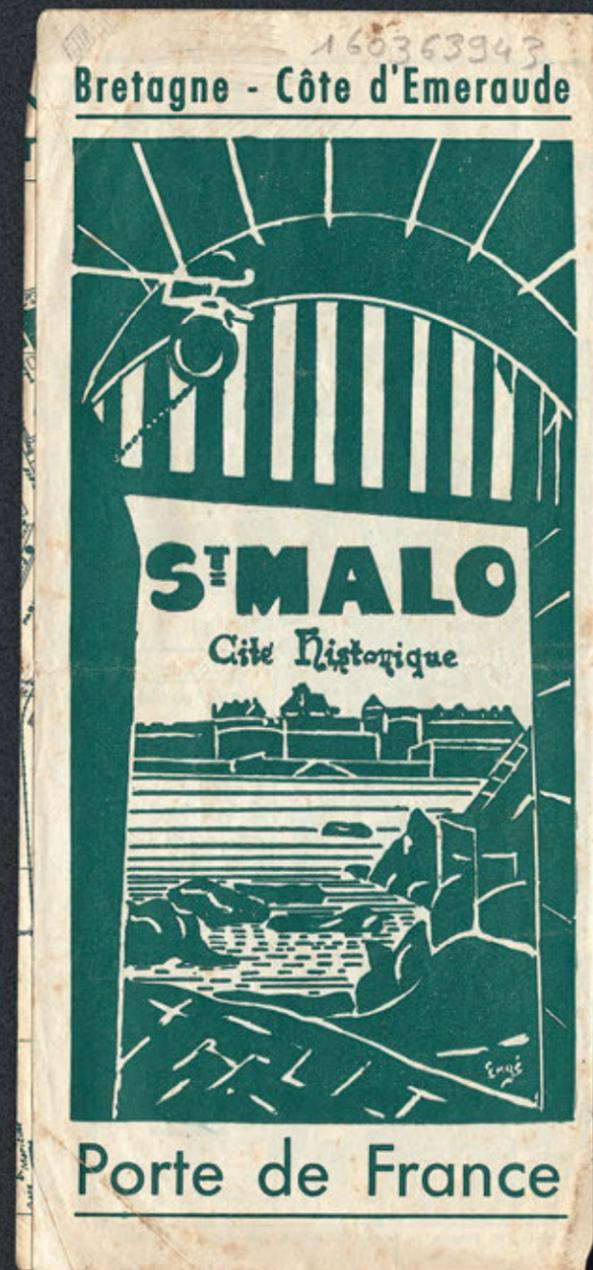
1923

578 165 860 306 162 704 – hinter diesem Zahlenungetüm verbirgt sich nicht etwa eine der neuen IBAN-Nummern, die heute, zu Beginn des 21. Jahrhunderts, den europäischen Zahlungsverkehr vereinheitlichen und sicherer machen sollen. Die ungeheure Zahlenreihe bezeichnet die Bilanzsumme der Kölner Gewerbebank am 31. Dezember 1923. In Worten handelte es sich um 578 Milliarden Mark, also mehr als eine halbe Trillion. Zur Veranschaulichung: Eine Trillion entspricht 1000 Milliarden und hat 18 Nullen!

Das waren astronomisch anmutende Größenordnungen, die damals nicht nur die Buchhalter der Bank in Bedrängnis brachten. Ein Redakteur der *Kölnischen Zeitung* berichtete in jenem Winter von seinem Vorhaben, einen neuen Wintermantel zu kaufen. »Nur« zehn Milliarden sollte das gute Stück kosten, das er am Vormittag in einem Geschäft entdeckt hatte. Eingedeckt mit frisch gedruckten Scheinen im Wert von vorsichtshalber elf Milliarden eilte er gleich am Mittag desselben Tages wieder zu dem Geschäft – nur um festzustellen, dass ihm zwei Milliarden für den Erwerb des Mantels fehlten. Das Gespenst der Inflation war in diesen Tagen grausame Wirklichkeit geworden und verbreitete einen Schrecken, der den Deutschen – zusammen mit den noch folgenden Inflationswellen – bis heute in den Gliedern sitzt.

Die Kölner Gewerbebank hat den Sturm der Geldentwertung zwar überlebt. Aber als am 1. Januar 1924 die neue Goldmark eingeführt wurde, ging man mit einer Bilanzsumme von lediglich 885 166,86 Goldmark an den Start und musste in vielerlei Hinsicht wieder von vorne beginnen. Vor allem hatten es die Verantwortlichen damals nicht leicht, bei den Kunden wieder Vertrauen in das Sparen und das Bankwesen schlechthin zu gewinnen – eine Herkulesaufgabe, die nicht zuletzt deshalb bewältigt wurde, weil die Deutsche Zentralgenossenschaftskasse in Berlin als verlässliche Refinanzierungsinstanz bereitstand. Das neu gegründete zentrale Geldinstitut bündelte die Kraft seiner deutschlandweit vielen Tausend Mitglieder und ihrer Ersparnisse. Gemeinsam trugen sie ein Risiko, das einzelne Gesellschaften nicht tragen konnten. In den eigenen Sicherungssystemen der Genossenschaftsbanken, angesiedelt beim Bundesverband der Deutschen Volksbanken und Raiffeisenbanken (BVR) in Berlin, hat sich dieses Prinzip bis heute erhalten – und bewährt.





Eine starke Stimme für die Genossenschaftsidee

1950

Interessenvertretung ist unerlässlich. Das gilt für Unternehmen wie für Umweltverbände, für den Verband Deutscher Vereine für Aquarien- und Terrarienkunde ebenso wie für den Deutschen Olympischen Sportbund. Um gegenüber der Politik oder den Medien mit einer Stimme zu sprechen und vor allem gehört zu werden – dafür ist Lobbyismus notwendig. Daran ändert auch sein vergleichsweise schlechtes Image in der Öffentlichkeit nichts.

Auch die Genossenschaftsbanken brauchen eine solche starke Interessenvertretung – und haben sie weltweit in der Internationalen Volksbankenvereinigung (CIBP) gefunden, die 1950 von neun Kreditinstituten im französischen Saint-Malo gegründet wurde. Seit vielen Jahrzehnten also vertritt sie bereits die Belange der Genossenschaftsbanken gegenüber der Öffentlichkeit und unterstützt ihre Mitglieder dabei, sich für eine nachhaltige Entwicklung einzusetzen.

Aber die CIBP wirkt nicht nur nach außen. Ihren Mitgliedern dient die Internationale Volksbankenvereinigung intern auch als weltweites Netzwerk, als Plattform zum Austausch von Erfahrungen und Ideen und als Forum, um gemeinsame Strategien zu entwickeln. Dazu kommen die Mitglieder regelmäßig in Arbeitsgruppen und Gremien sowie – im Rhythmus von drei Jahren – zu einem internationalen Kongress zusammen.

Mittlerweile ist die CIBP eine von den Vereinten Nationen anerkannte Nichtregierungsorganisation mit Sitz in Brüssel. Ihre Mitglieder aus 23 Ländern sind genossenschaftliche Banken, Finanzinstitute und Bankenverbände; aus Deutschland zählen der Bundesverband der Deutschen Volksbanken und Raiffeisenbanken, die DZ Bank AG und die WGZ Bank AG dazu. Das Geschäftsmodell aller Mitglieder beruht dabei unverändert auf einer gemeinsamen Idee: den genossenschaftlichen Prinzipien und Werten.

Eine Schalterhalle als Ort der Begegnung

1962



Freundlich und einladend, zugleich aber auch repräsentativ und modern – das hatten die Bauherren den Architekten ins Lastenheft geschrieben: »Wir brauchen eine neue Schalterhalle, die zeigt, wie offen die Bank ist und was sie bietet. Wir wollen keinen reinen Wartesaal, sondern möchten einen Ort der Begegnung schaffen. Und wir wollen diesen Ort wirklich nutzen – und so einen echten Mehrwert für unsere Kunden und Mitglieder schaffen.«

Das alles sollte sie also bieten, die neue Schalterhalle des Hauptstellengebäudes an der Christophstraße. Und die beauftragten Architekten leisteten ganze Arbeit: Das stattliche Entree des neu errichteten Gebäudes, das die Bankgebäude an der Von-Werth-Straße »über Eck« ab 1962 erstmals mit den Ringen verband, läutete für die Kölner Bank eine Phase ein, in der sie die Nachkriegsjahre endgültig hinter sich ließ.

Die Menschen strömten fortan von den viel frequentierten Ringen in ihre Bank. Sie erledigten ihre Bankgeschäfte, kamen nun aber auch zu Führungen, Vorträgen, Diskussionsabenden oder karnevalistischen Feiern in der großen und damals hochmodernen Schalterhalle zusammen. Darüber hinaus schufen verschiedenste, viel besuchte Ausstellungen – von Briefmarken bis zu Karnevalsorden, von mexikanischer Volkskunst bis zu einer Ausstellung über die Olympischen Sommerspiele 1972 in München – zahlreiche Gelegenheiten, die Kölner Bank einmal in einem ganz anderen Zusammenhang kennenzulernen.

Das Geld, das aus der Wand kommt

1986



Auch wenn Geldautomaten optisch meist nicht besonders auffallen: Aus unserem Alltagsleben sind sie kaum wegzudenken. Schließlich gehören sie zu jenen unauffälligen, aber zuverlässigen Helfern, die unser aller Leben etwas leichter machen. Ihre wichtigste Funktion ist dabei zugleich ihr Alleinstellungsmerkmal: Sie geben Bargeld aus, und zwar zu jeder Zeit. Damit kommen Bankkunden auch dann an die nötigen Scheine, wenn der Bankschalter längst geschlossen hat.

Obwohl die weltweit ersten Geldautomaten bereits Ende der 1960er-Jahre auf den Markt kamen und auch Deutschland seit 1968 über den ersten Geldautomaten verfügte – ihren Durchbruch feierten die nützlichen Alltagshelfer erst rund zwei Jahrzehnte später. Das größte Hindernis für den flächendeckenden Durchbruch war dabei anfangs beinahe trivial: Die Automaten standen in Deutschland aus Sicherheitsgründen zunächst größtenteils noch innerhalb der Bankfilialen. Ihren Vorteil der permanenten Verfügbarkeit konnten sie damit selbstverständlich noch nicht ausspielen. »Den Kunden erschloss sich die Nutzung deshalb nur zögernd«, kommentierte der Hersteller Wincor Nixdorf einige Jahre später treffend.

Aber der Siegeszug der Geldautomaten ab Mitte der 1980er-Jahre ließ sich nicht aufhalten. Ein wesentlicher Grund dafür war, dass die Automaten nun auch in Deutschland außerhalb der Bankräume aufgestellt wurden. Außerdem gab es mittlerweile weltweit einheitliche Standards. Zudem überzeugten die Geldautomaten jüngerer Generation mit immer besserer Technik und einfacher Bedienbarkeit: Mittels Magnetstreifen-Bankkarte und Geheimzahl war das Abheben von Bargeld für die Kunden nun komfortabel möglich.

Heute sind in Deutschland rund 60 000 Geldautomaten in Betrieb – und es kommen kaum noch welche hinzu. Ob sie eines Tages allerdings das Schicksal der aus dem Straßenbild fast vollständig verschwundenen Telefonzelle teilen werden, ist keinesfalls ausgemacht. Ihre Anzahl wird aufgrund des technischen Fortschritts vermutlich aber dennoch etwas sinken. Denn wenn immer mehr Menschen mit Karte bezahlen, ihre Einkäufe direkt online erledigen oder neuerdings gar mit dem Smartphone shoppen, dann brauchen sie zwangsläufig weniger Bargeld. Und dieses Bargeld zur Verfügung zu stellen, ist nun einmal die »Kernkompetenz« der Automaten.

Die D-Mark geht, der Euro kommt

2002



Der 1. Januar des Jahres 2002 war kein Neujahrsmorgen wie jeder andere. Wer an diesem Tag beispielsweise einen Geldautomaten bediente, dem kamen aus dem Geldausgabeschlitz ganz neuartige Banknoten entgegen. Bunter und moderner als die bisherigen sahen sie aus, und anstelle der bekannten Köpfe und Gebäude waren jetzt die Konterfeis anderer Persönlichkeiten abgebildet. Die Rückseiten zierten Bauwerke, die man zwar schon irgendwo meinte gesehen zu haben, bei denen es sich in Wahrheit aber um Fantasie-Konstruktionen der Banknoten-Designer handelte. An diesem Neujahrsmorgen begann also wirklich etwas Neues: die Zeitrechnung einer neuen Währung, die Zeit des Euro! Unter dem Motto »Abschied von der D-Mark leicht gemacht« konnten alle Interessierten einige Wochen zuvor jeweils kostenlose Säckchen mit geschredderten D-Mark-Scheinen erhalten. Scheine im Wert von 2,8 Milliarden DM wurden damals vernichtet.

Damit der Start der neuen Währung tatsächlich reibungslos funktionierte, waren in ganz Europa jahrelange Vorbereitungen notwendig. Zwar wurde auf den Konten schon seit dem 1. Januar 1999 in Euro gerechnet. Die Umstellung des Bargeldverkehrs aber stellte die Geldinstitute aller Länder vor eine große logistische Herausforderung: Mehr als 233 Milliarden Euro mussten pünktlich zum 1. Januar 2002 europaweit zur Verfügung stehen – davon 221 Milliarden Euro in Scheinen und 12 Milliarden Euro in Münzen.

Auch bei der Kölner Bank erforderte die Euro-Umstellung große Anstrengungen: Schon am 20. September 2001 trafen die ersten Mustersätze des neuen Bargeldes mit dem Geldtransporter in den Filialen ein. Wiederum 18 Monate zuvor hatte in ersten Arbeitskreisen die Vorbereitung darauf begonnen. Insgesamt 60 Millionen Euro in Scheinen und 4,3 Millionen Euro in Münzen wurden in den Monaten vor der Euro-Umstellung eingelagert. Einen Teil davon erhielten einige Kunden der Kölner Bank sogar schon vor dem Stichtag: Rund 1300 Einzelhandelsunternehmer aus der Region nutzten das sogenannte »Sub-Frontloading«, damit das neue Geld am 1. Januar 2002 nicht nur am Geldautomaten, sondern auch an der Ladentheke erhältlich war.

Die Filialen selbst rüsteten sich mit speziellen Starterkits, verlängerten Öffnungszeiten und mit zusätzlich angeheuertem Personal für den Ansturm der Kunden, die kamen, um ihre alte D-Mark gegen den neuen Euro einzutauschen.